

Humoreske von Conr. Fischer-Sallstein.

Das reizende Bild zeigte Amanda als allerliebste einjähriges Kind, das auf dem Schoße ihrer damals noch so schönen Mama saß. Amanda hatte diese Photographie ihrem Verlobten heimlich unter die Papiere gegeben, die er stets in der Brusttasche seines Leberziehers herumtrug. Sie fand das Kunststückchen so comüant, malte sich so humoristisch das Erstaunen aus, in welches ihr Egon sicherlich gerathen müßte, wenn er das Bild entdecken würde, daß sie nicht aus dem Lachen herauskam. Egon wurde zuletzt etwas verstimmt, aber mit seiner Verstimmung wuchs die Heiterkeit Amandas. Aber mein theures Herz, was reizt dich denn so sehr zum Lachen? „D, wenn du das wüßtest, bester Egon!“ Verlobte sollten keine Geheimnisse haben. „Es ist ja auch gar kein Geheimniß — gewiß nicht. — Du wirst das bald selber finden — aber ich darf es dir nicht selber sagen.“ Egon grübelte umsonst darüber nach, mit was er sich bei seiner Amanda nur so lächerlich gemacht haben konnte. Die Situation war nachgerade nicht mehr zum Aushalten. Egon war ein fleißiger, thätiger Mensch. Darum hatte ja auch Papa so gern sein Talent gegeben. Auf jedem Spaziergang hatte er irgend einen wichtigen Geschäftsbrief zu lesen, auf jedem Postbureau hatte er eine Karte zu schreiben. Amanda wunderte sich daher nicht, als ihr Verlobter auf einmal in die Tasche seines Sommerüberziehers griff und eine gebürge Handvoll Briefe und Karten hervornahm. Doch seltsam — Amanda wurde jetzt purpurroth. Sie hielt den Athem an, sie schlug die Augen nieder, die schöne Sünderin. Jetzt wird er losplagen. Das Bild ist gerade für einen Ehestandsandidaten so sehr pitant. Wie wird er sich freuen, wenn sie ihm erwidert eingeknickt: die Kleine da — nun das bin ich! Egon hatte inzwischen das interessante Bild entdeckt — war starr geworden, und begrub das fatale Bild mit dem wunderbaren Fingerring misstrauisch den Briefen wieder in der Tasche seines Leberziehers. Dann athmete er auf. Donnerwetter, haben ihm da die Freunde wieder einen niederträchtigen Streich gespielt! Eine hübsche junge Dame mit einem Kinde auf dem Schooße! Na, ich danke! Welche Schlussfolgerungen könnte Amanda nicht an das Bild heften? Und er müßte auf alle Fragen die Antwort schuldig bleiben. Wer ein solches Bild mit sich herum trägt, der ... Egon hielt in seinem Gedankenange inne, der ihn in ein Labyrinth von Möglichkeiten hinabführte, und blickte Amanda an. Diese hatte mit Schrecken das Benehmen Egons beobachtet. — O Gott, wie er die Farbe wechselte. Er kann kein gutes Gewissen haben. Sie sentt das reizende Haupt und weint. Egon ist wie vernichtet. Sollte sie in jenem einzigen Augenblicke das fatale Bild gesehen haben? „Du weinst, mein theures Herz?“ Die Unglückliche schluchzte laut. „Ist es nicht deine Pflicht, Amanda, mich an deinem Schmerze theilnehmen zu lassen?“ „Ach ja. Du sollst auch alles wissen. — Ich meine um meine unglückliche Freundin Sophie. — Du hast doch von dem Prozeß gehört? — Vor einem Jahre heirathete sie den Sir James Dudley aus London — und nun hat es sich herausgestellt, daß Dudley bereits verheirathet war — Weib und Kind besitzt.“ Egon fiel beinahe auf den Knien. „Das ist furchtbar!“ stieß er hervor. „Du lebst ja auch zwei Jahre in London.“ „Allerdings; aber, theuerste Amanda, alles mit Unterschied!“ Amanda fröstelte. Egon stöhnte wie ein Mensch, der in eine ungeheure Situation hineingerathen und sich nun nicht zu helfen weiß. Sollte er sich hier verteidigen? — Gewiß nicht, das hieße sich anklagen. „Egon“, sagte nun Amanda, „es ist nicht alles rein und lauter in deinem Herzen. Du hast ein furchtbares Geheimniß in deiner Brust vergraben. Entbülle es mir, gesteh mir alles ein; du kennst ja mein vergehenes Herz, Egon.“ Egon fuhr mit der Hand nach der Brusttasche seines Leberziehers, um das fatale Bild hervorzuziehen — aber, Gott sei Dank, er kam noch zur rechten Zeit zur Vernunft; sieht sie erst das Bild, dann ist alles aus! „Aber ich bitte dich um alles in der Welt, was sollte ich dir denn für ein furchtliches Geheimniß mittheilen?“ Amanda bekam auf einmal einen schweren Anfall von Kopfschmerzen. In einer Stimmung, in der man gleichgültig selbst den Untergang der Welt hereinbrechen sehen würde, kam Egon heute in seiner Garconwohnung an. Er riß das Bild aus der Tasche und schleuderte es in die Wand. „Gimmel, es ist kein Zweifel, sie hat das Bild gesehen und hält mich nun für — einen Dudley — für verheirathet! Was einem nicht alles passieren kann!“ rief er aus und warf sich auf's Sofa. Der Zufall führte jetzt seinen Freund Albert herbei. „Wild fährt Egon auf den Arglosen ein.“ „Mensch, du hast mir dieses Bild

in die Tasche meines Leberziehers gesteckt? Den Streich dankt dir der Teufel!“ „Wie sollte ich denn dazu kommen?“ „Keine Ausflüchte, ich sehr dir das Verbrechen an den Augen an! Dieser Streich muß auf der Stelle wieder gut gemacht werden. Meine Braut sah das Bild und hat mich nun in Verdacht, heimlich verheirathet zu sein, Weib und Kind zu besitzen! Sei so gut und gehe auf der Stelle hinüber zu meiner Braut und sage ihr, daß du den unüberlegten schlechten Witz gemacht habest; zum Schluß kannst du sie meinetwegen auch noch versichern, daß ich noch ledig sei.“ Albert lachte. „Na, na, die Geschichte ist nicht schlecht. Aber ebenso wenig wie ich dir dieses Bild — er hob es hier vom Boden auf — in deine Tasche gesteckt habe, kann ich deine Braut mit der Wucht der eigenen Leberzeugung versichern, daß du wirklich noch ledig bist. Ich glaube sogar, daß an der Sache etwas ist. Haß du den Prozeß von Dudley verfolgt, der jetzt so vielen Staub aufwirbelt? — Lieber Freund, dieser Dudley sollte dir denn doch als Warnung dienen. Das Geseh verbietet ein einmal, und das mit Recht, zwei Frauen zu gleicher Zeit zu besitzen. Meine Privatansichten über diesen Punkt lauten ja anders, aber ich werde mich hüten, sie der Welt aufdrängen zu wollen. — Weißt du was? — Die junge Frau hier auf dem Bilde ist gar nicht übel, nein, sie ist reizend, und dieses süße Kind! — Donnerwetter, wer ein so reizendes Weibchen, ein so herrliches Kindchen besitzt, dem sollte denn doch die Idee ferne liegen, sich noch eine zweite Frau dazu heirathen zu wollen! Du mußt kein Gewissen haben, Egon!“ „Dürst auf. Du scheinst das alles für Jux zu halten?“ „Gott bewahre! Ich nehme die Sache bitter ernst. Ich halte es für meine heilige Aufgabe, die beabsichtigte neue Heirath unmöglich zu machen und dich wieder deiner Frau und deinem Kinde zuzuführen!“ Egon sah ein, daß mit Albert absolut nichts anzufangen wäre. Auch hatte er sich inzwischen vollständig überzeugt, daß dieser an dem Verbrechen unschuldig sei. Nun mußte Robert gefoltert werden; einer muß daran glauben, einer muß sich seiner Braut gegenüber als Sünder, als Unentschuldig bekennen, damit der ungeheuerliche Verdacht aus der Welt geschafft werde. Entschlossen riß Egon dem Freunde das fatale Bild aus der Hand, warf es auf den Boden, nahm Stock und Hui, setzte den immer noch predigenden Albert am Arme und verließ mit ihm die Wohnung. Einige Minuten später fuhr sie zu Robert ... Frau Giese, die Wirthin Egons, war durchaus keine neugierige Frau. Gott bewahre; nur ganz zufällig stand diese gute Frau gerade hinter der Thüre. Es läßt sich denken, mit welchem Interesse sie die Unterhaltung der beiden Freunde anhörete. Das war ja fürchterlich! Ihr Wirth hatte Weib und Kind und will sich nochmals verheirathen! Großer Gott, tann und darf sie das dulden? Frau Giese war alsbald mit sich dahin einig geworden, daß die unglückliche Braut des Herrn Egon — unterrichtet werden müsse. Das war ja nur ihre Christenpflicht. Als die jungen Männer das Zimmer verlassen hatten, eilte Frau Giese hurtig in das kleine Kämmerlein, und das erste, was ihr in die Hände fiel, war das reizende Bild. Es lag unter dem Tische am Boden. Frau Giese hob es auf, blickte das reizende Weib, das süße Kindchen an und begann bitterlich zu weinen. Und solch ein Weibchen konnte er verlassen! Fünf Minuten später schon befand sie sich auf dem Wege zu Egons Braut. Als Frau Giese vor der Thüre des Kommerzienraths stand, glaubte sie lautes Schluchzen zu vernehmen. Es war in der That Amanda, die sich noch immer nicht beruhigen konnte. In selbster Verzweiflung hatte sie unter Thränen der Mama erzählt, was sie an ihrem Egon erleben mußte. Die Frau Rath fand die Sache natürlich sehr bedenklich. Der Fall Dudley bewegte gerade die Herzen und Gemüther der Frauenwelt. Man machte sofort dem Herrn Kommerzienrath Mittheilung. Der Papa wollte soeben seine Meinung äußern, als Frau Giese von dem Stubenmädchen ins Zimmer geführt wurde. Frau Giese kniete, nahm das in Papier eingehüllte Bild aus der Tasche ihres Mantels, setzte sich auf einen Stuhl nieder und schluchzte. „Am Gottes willen, Herr Kommerzienrath, ich beschwöre Sie, lassen Sie die Verlobung zurückgehen! Geben Sie Ihr Fräulein Tochter nicht einem Mann, der — der bereits verheirathet ist, Weib und Kind besitzt.“ Amanda stieß einen Schrei aus und sank ihrer Mama in die Arme. „Das ist nicht möglich!“ donnerte der Kommerzienrath. „Welche Beweise haben Sie dafür?“ Mit zitternder Hand hielt sie dem erregten Herrn das Bild hin. „Hier ist das Bild von seinem braven Weib, seinem süßen Kinde! Drei Jahre wohnt Herr Egon bei mir, aber nie und nimmer — hätte ich von ihm geglaubt, daß ...“ Der Kommerzienrath brach, als er das Bild seiner eigenen Frau zu Gesicht bekam, in ein stürmisches Gelächter aus. „Wer hat Ihnen denn gesagt, daß das die Frau des Herrn Egon sei?

Nein, wahrhaftig“, wandte er sich an die konfirmierte Frau Rath, „das sind ja reizende Enthüllungen! Ich war immer der Meinung, das Original dieses Bildes sei meine Frau? Nun kommt die Wirthin des Egon und will behaupten, daß du mit ihm verheirathet seist?“ Dann wandte er sich an Amanda. „Offenlich sind nun deine Besorgnisse zerstreut, meine Tochter. Ich möchte aber auch wünschen, daß du aus diesem Ereigniß eine Lehre ziehst: einem jungen Manne soll man niemals das Bild seiner Schwiegermutter heimlich in die Tasche stecken; das bringt diesen immer in Verlegenheit. Was Frau Giese veranlassen konnte, die Behauptung aufzustellen, daß Herr Egon — der Kommerzienrath — begangen hier wieder heftig zu lachen — „verheirathet sei seit Jahr und Tag mit meiner Frau, darüber muß sich die gute Dame ja klar sein, wir wollen es aber gar nicht wissen; der Fall Dudley scheint die ganze weibliche Welt tonfus gemacht zu haben!“ Das Zimmermädchen brachte in diesem Augenblicke die Karte eines jungen Mannes ins Zimmer, welcher dringend den Herrn Kommerzienrath in einer ungeheuer wichtigen Sache zu sprechen wünsche. Der junge Herr war Robert Mars, das Schlachtopfer des verzweifelnden Egon. „Ich erlaube mir, mich Ihnen vorzustellen und Sie zugleich wegen einer unüberlegten Handlungsweise um Verzeihung zu bitten. Ich hatte nämlich die Absicht, meinen Freund Egon ein wenig zu nicken, und beging daher die ungeheure Thorheit, ihm die Photographie einer jungen Frau, die ihr einjähriges Kind auf dem Schooße hält, in die Brusttasche seines Sommerüberziehers zu stecken; natürlich, ohne daß er davon eine Ahnung hatte.“ „Sie thaten das?“ rief Amanda außer sich vor Staunen. „Ja, gnädiges Fräulein, ich muß bekennen, so unüberlegt gehandelt zu haben. Ich gebe dem gnädigen Fräulein zugleich meine heilige Versicherung, daß Egon niemals verheirathet war. Schon ehe er nach London ging, also vor acht Jahren, schwärmte er für Sie, mein gnädiges Fräulein, und er ist seiner ersten Liebe immer treu geblieben.“ „Wie rührend, Mama! — Nein, ist das aber ein Lügner!“ „Mein gnädiges Fräulein“, fuhr Robert voll geheiligtem Feuerer fort, „die bis zum Wahnsinn grenzende Liebe Egons ist keine Lüge!“ Die Frau Rath reichte das verhängnißvolle Bild dem begeisterten Lobredner hin. „Frau Giese, welche gerade das Gegenstück behauptet, fand dieses Bild im Zimmer des Herrn Egon. Sie müssen es ja erkennen.“ „Ja, das ist das Bild“, log Robert trampfhaft weiter, trotzdem er es in diesem Augenblicke zum erstenmal sah, „es war meine erste und einzige Liebe. Das Schicksal wollte es nicht, daß wir vereint durchs Leben gehen sollten; sie heirathete einen Militär, und ich werde lebzig sterben müssen, weil ich sie nie vergessen kann!“ Jetzt war es mit der Ruhe vorbei. Kommerzienraths Lächeln, bis ihnen die Thränen in die Augen traten. Robert fühlte auf einmal seinen ungeheuren — Reinfall und ergriff die Flucht. In dem Hausflur stand Egon. Robert rante ihn fast über den Haufen. „Nun, theuerster Robert, hast du die Sache aufgelöst?“ „Ja, gehe nur hinauf, es ist alles in Ordnung!“ Er stürzte fort. Egon suchte nun schüchtern Amanda auf und wurde von dieser mit einem Jubelschrei empfangen. Einige Wochen später fand die Hochzeit statt. **Flidlinchen.** Von M. Weirauch. Jeden Mittwoch Morgen, wenn wir Kinder zum Kaffee in das Wohnzimmer stürmten, saß an ihrem Fensterplatz „Flidlinchen“. So nannten wir die arme Alte, deren fleißige Hände emsig beschäftigt waren, die Schäden auszubessern, die ihrer wilde Kinder die Woche über an ihrer Garderobe angerichtet hatten. Flidlinchen war nicht schön, war's auch wohl nie gewesen, namentlich nicht für den, der nur Farben und Formen wahrnimmt, der nicht sieht, welche Falle von Kummer, welche von Geiz und Hartzigigkeit spricht, dem ein Lächeln nicht zu Herzen geht, dem ein Bild nichts sagt — kurz, der nicht zu lesen versteht in dem menschlichen Antlitz. Vielleicht verstand ich es, obgleich ich zu jener Zeit wohl wenig mehr als zwölf Jahre zählte. Ich entfinne mich ganz deutlich, daß ich mich nie mit Flidlinchens Strobeln, hin und wieder schon weißlich schimmernden Haaren, nie mit ihrer niederen Stirn und ihrer breiten Nase beschäftigte. Aber gar nicht satt sehen konnte ich mich an den vielen, vielen Flidlinchen, die den eingefallenen Mund umgogen und deren jedes einzelne von Liebe und Herzensgüte, von selbstloser Opferwilligkeit sprach.

Und wenn sie dann lächelte, froh und zufriedene, dankbar oder ergeben, dann fand ich sie nicht selten wahrhaft schön. Eine hatte es gern, wenn ich, die Älteste, mich dann und wann zu ihr setzte. Während unter ihrer Anleitung meine ungehinderten Finger das Nähen erlernten, würdigte sie mich mancher hübschen Erzählung, die zuweilen ihrer eigenen Erfahrung entstammte. Ihr Leben war nicht sehr ereignisreich, und ihre Erzählungen drehten sich meist um einen einzigen Gegenstand ober, besser gesagt, um eine einzige Person. Flidlinchen war eine alte Jungfer und hatte — wie fast jedes dieser einsamen Geschöpfe — eine Schwärmerie, ein Etwas, das sie abgöttisch liebte. Aber Flidlinchens Liebe war nicht Hund, nicht Katze, war weder Fisch noch Vogel, sondern ein Junge, „das Magerl“, der Sohn der Leute, von denen sie ihr Stübchen abgemietet hatte. Sie hatte dort schon gewohnt, als der Kleine geboren wurde und ihn vor der ersten Stunde seines Lebens an gebet und gepflegt. So war er ihr an's Herz gewachsen, und sie sorgte für ihn wie für ihr eigenes Kind. Was sie erübrigte von dem fargen Verdienst, den ihre Flidarbeit abwarf, wurde für den Jungen angelegt. Jeder Nickel kam in die zierliche Blechbüchse, die unter den Karitäten auf ihrer hübschen Kommode den Hauptplatz einnahm. Wenn's Jahr um war, dann wurde das Stümchen auf die große Sparkasse getragen mit einer stillen, heiligen Freude wie zur Nachfeier des Weihnachtstages. Hatte Flidlinchen aber einen freien Tag, dann arbeitete sie sicher für ihren Liebsten, der immer so fein und nett aussah, als wär' er besser Leute Kind. Und dabei hatte der arme Schelm einen Trunkenbold zum Vater und eine Mutter, die nichts nach ihrem eigenen Kinde fragte und froh war, daß die „alte Flidmamsell“ sich des Kleinen annahm. Stolge Freude leuchtete in dem verzerrten Gesicht der lieben Alten, wenn sie erzählte, wie hübsch „das Magerl“ schon lesen und schreiben konnte, wie klug und geschickt er sei. Mit fast verschämtem und doch so unendlich glücklichem Lächeln pflegte sie hinzuzufügen: „Und lieb hat der Jung mich auch! Sie können mir's glauben, Fräulein Mariechen, ich bin sein Bestes auf der ganzen Welt!“ Einst schenkte ich ein Bilderbuch aus unserem reichen Vorrath für ihr Magerl und hab's bis heut nicht vergessen, wie närrisch Flidlinchen sich gebärdete, närrisch vor Freude bei dem Gedanken, welch eine Ueberraschung sie ihrem Liebsten mit dem Buche bereiten würde. So lebte, dachte und arbeitete sie nur für's Magerl. Was von Sonnenschein in ihr armes, einförmiges Dasein hineinleuchtete, ging von dem Kinde aus, ging aber auch von ihr auf das Kind zurück, und keins von beiden wußte, ob es mehr gab oder mehr empfing. Aber auch die rechte Weiße der Liebe, das Leid, fehlte nicht. Eine erduldet alles Mögliche für ihren Liebsten und zwar immer ohne Murren und Klagen. Als Magerl sieben Jahr alt war, wurde er krank. Da sah denn die arme Alte, Todesangst im Herzen, an dem Lager des Fieberenden und pflegte ihn, so gut wie eine Mutter es nur gethan hätte. Etwas Gutes hatte die Krankheit für Flidlinchen im Gefolge gehabt. Am nicht innerhalb ihrer eigenen vier Wände durch die Pflege, welche die alte Mamsell dem Jungen angedeihen ließ, gestört zu werden, hatte dessen Mutter aus einer kleinen, finstern Kammer, die dicht neben Lines Stübchen gelegen war, alles alte Gerümpel entfernt und das Bett des Kranken dort hineingestellt. Das war nun auch nach der Genesung so geblieben, und Niemand war glücklicher als Flidlinchen. Sie selbst schlief in der licht- und luftlosen Kammer und richtete ihrem Magerl in ihrem hellen, freundlichen Stübchen sein Lager ein. * * * Eines Mittwochs saß ich wieder neben Flidlinchen und war ihr — wenigstens nach meiner Meinung — behilflich, Ordnung in unsere Garderobe zu bringen, als die Alte etwas schüchtern begann: „Fräulein Mariechen.“ „Nun, Lina?“ „Jetzt ist der Circus da. Magerl schwärmt so für Pferde. Was meinen Sie, soll ich mit ihm —?“ „In den Circus gehn? Na, gewiß, Lina, das wird ihm einen Heidenpaß machen! Unsere Jungen liegen auch schon der Mama in den Ohren! Das wär' prächtig, wenn wir an ein und demselben Tage hingehen könnten. Aber, Lina“, fügte ich noch hinzu, „Sie dürfen nicht auf den Stehplatz gehn, Sie halten's nicht aus, und der Junge kann nicht ordentlich sehn.“ Und ich versuchte, ihr ein paar kleine Münzen in die Hand zu drücken, die ich aber erst nach energischem Widerstand von ihrer Seite los wurde. „Fräulein Mariechen“, hob meine Nachbarin aufs neue an und wieder

mit dem eigenthümlichen Zögern, daß ich merke, sie habe noch etwas auf dem Herzen. „Kann ich denn in den Circus gehn ohne Hut?“ Ich hätte ihr diese Frage eigentlich nicht beantworten können, da ich das selbst nicht wußte; aber um meiner 12jährigen Weisheit keine Blöße zu geben, vertief ich auf einen — wie ich damals meinte — vortrefflichen Ausweg. Ich lief, ohne ein Wort zu sagen, hinweg zu meiner Mutter und lehrte ebenso schnell wieder, einen gelbweiden Hut, reich mit Stiefmütterchen garnirt, in der Hand. Meine Mutter hatte er noch vor einem Jahr prächtig gekleidet; da sie ihn aber nicht mehr trug, hatte ich ihn mir für Flidlinchen erbettelt. Wie ich vorausgesehen, erregte der Hut ihr größtes Entzücken. „Ach, Fräulein Mariechen, der schöne Hut, nein, der ist doch zu kostbar für mich armes Mädchen, da werde ich wie eine Gräfin drin ausgehen!“ Und sie probirte ihn sofort auf und stellte sich vor den Spiegel. Armes Flidlinchen! Sie sah schauerhaft aus in der ungewohnten Kopfbedeckung; aber da sie selbst sich so sehr zu gefallen schien, sich so namenlos freute, brachte ich's nicht über's Herz, sie ihrem Wahn zu entreißen. Ja, ich entzweite mich ernstlich mit meinen Brüdern, die gerade dazu kamen und beim Anblick „Hutlinsens“, wie sie sofort unsere liebe Alte benannten, weder ihren Witz noch ihre Heiterkeit unterdrückten. Tante Lina war aber viel zu begeistert von dem Hut und von der Aussicht, so gepulst mit Magerl in den Circus zu gehen, als daß sie der Ungezogenheit der Kraken eine besondere Beachtung gesollt hätte. Der nächste Abend schon führte uns allesamt in den Circus. Kaum hatten meine Brüder „Hutlinsens“ entdeckt, als sie sie mit Nicken und Nichern begrüßten. Auf dem wohlwollenden Gesicht meiner Mutter gewahrte ich gleichfalls ein Lächeln, gewahrte, wie sie vernunbert und wider Willen belustigt, leise das Haupt schüttelte, und mein kleines Herz schlug ängstlich und reuevoll. War es doch mein Einfall gewesen, die gute Alte, der ich so herzlich zugehen war, mit dem Hute zu schmücken, der mir nun auf ihrem Kopf, heute noch mehr als gestern, wie ein Ungeheuer erschien und sie sicher lächerlich machte. Doch ich tröstete mich schließlich mit der Annahme, daß gewiß nur uns, die wir Flidlinchen in ihrer ganzen Bescheidenheit und Einfachheit kennen, der Aufpuh so sonderbar vorkam. Die Vorstellung nahm ihren Anfang und machte uns allen viel Vergnügen; namentlich war es ein Clovian, der durch immer neue Einfälle Ausbrüche nicht enden wollender Heiterkeit hervorrief. Schon öfter hatte ich wahrzunehmen geglaubt, daß er sein Augenmerk auf den dritten Rang gerichtet und zwar auf die Stelle, wo Flidlinchen im Schmutz des gelbweiden Hutes prangte. Jetzt war er sogar ruhig hinauf, und die Augen sämtlicher Zuschauer richteten sich zu meinem nicht geringen Schrecken auf unsere Lina, die froh und ahnungslos wie ein Kind, sich der Vorgänge unten im Circus freute. Sie hatte ihre ganze Aufmerksamkeit der hübschen Reiterin zugewendet, die auf ungefaltetem Pferd halbschwebende Kunststücke zum besten gab. Sobald eine Ruhepause in deren Leistungen eintrat, lief der Clovian herzu, und mit den albernsten Grimassen und den lächerlichsten Gliederverrenkungen erklärte er ihr seine Liebe. Die Künstlerin aber wollte nichts von ihm wissen, und unumthig entzog sie ihm die Hand, die er immer wieder auf's Neue ergreifen wollte. Bößlich schien ihm eine andere Idee zu kommen. „Well!“ rief er überlaut, „Du willst nicht! Schab' nichts — ich hab' schon eine Braut — die da oben mit dem schönen, gelben Hut. Hin zu ihr!“ Und mit der Gewandtheit einer Kage kletterte er hinauf bis in den dritten Rang, gab ansehnend der armen, entsetzten Lina einen Kuß mitten auf den Mund, um dann ebenso schnell den Rückzug zu bewerkstelligen. Das Publikum brüllte vor Lachen, unsere Jungen nicht am wenigsten — ich aber wagte nicht aufzusehen. Mein Herz stand still in bangem Mitgefühl, und ich hätte mich kaum mehr schämen können, wenn mir selbst diese beleidigende Verhöhnung widerfahren wäre. Als ich endlich die Augen erhob, war Flidlinchen sammt ihrem Magerl verschwunden. * * * Wieder war's Mittwoch, wieder saß Flidlinchen an ihrem Fensterplatz; mir aber schien es, als hätten die Runzeln und Falten des alten Gesichtes in diesen acht Tagen sich verdoppelt. Kein froher Gedanke huschte wie sonst so oft darüber hin, kein liebevolles Erinnerung jog wie sonst sanfte Linien und die festgeschlossenen Lippen, kein Lächeln, kein freundlich Wort bekundete wie sonst ihr Wohlwollen gegen mich. Endlich hielt ich's nicht länger aus, so schweigend neben ihr zu sitzen, und schüchtern hob ich an: „Lina!“ „Fräulein Mariechen?“ „Was fehlt Ihnen, Lina? Was haben Sie?“ Sie antwortete nicht gleich, weil die Thränen, die in ihre armen, rotsumränderten Augen stiegen, sie am Spre-

chen hinderten. „Fräuleinchen“, brachte sie endlich hervor, „haben Sie's denn nicht an dem Abend gesehen, wie — wie — das Magerl von mir weggerückt ist? Gelächert hat er sich meiner, verleugnet hat er mich, wie Petrus dem Herrn!“ Ich gestand ihr, daß ich in meiner Betrübniß über den ihr angethanen Schimpf nicht zu ihr aufgesehen hätte. „Erst ist er weggerückt von mir“, fuhr sie schluchzend fort, „dann ist er sogar aufgefunden und ohne auf mein Rufen zu hören, hinausgewandert — ich hinter ihm drein, unter dem schalenden Gelächter all' der gefühllosen Menschen um mich her. Fräuleinchen — und ihre Thränen stießen reichlicher — „er war mein Ein und Alles; viertheilen, rädern ließ ich mich heute noch für ihn, und er, er hat sich abgewandt, hat gehen, als wenn er nicht zu mir gehörte, weil ein schlechter, böswilliger Mensch mich verhöhnt hat!“ Sie weinte so bitterlich, daß mir das Herz weh that. „Lina“, tröstete ich, „der Mar ist doch noch ein unverständiges Kind; darüber dürfen Sie ihm nicht böse sein.“ „Ach nein, Fräuleinchen, böse bin ich ihm gewiß nicht, meinem Herzensjungen, aber ich hab' ihn so geliebt mit reiner, unvermischter Freude, weil ich überzeugt war, daß auch er mich lieb hat. Und jetzt, wenn er noch so ärtlich sich an mich schmiegt, dann steigt's in mir empor: er hat sich meiner geschämt, erhärt' was d'rum gegeben, wenn er nicht zu mir gehört hätte! Meine schönsten Zukunftspläne waren, einen klugen, feinen Mann aus dem Jungen zu machen, und jetzt den! ich voll Bitterkeit, wenn's gelingt, wenn er's wirklich einmal im Leben zu was bringt, dann wird er — wie im Circus — der alten Lina sich schämen und nicht mehr von ihr wissen wollen. Ich liebe den Jungen, ich möchte sagen mehr als je, aber die große Herzensfreude, die ich allzeit an ihm gehabt, ist hin mit dem Glauben an seine Liebe zu mir!“ Und sie weinte auf's neue, herzbredend, jammervoll. Ich war selbst noch ein Kind und wußte ihr und mir nicht zu helfen. Dabei besichtigte wieder jenes drüben Gesicht mein Herz, daß eigentlich ich die Schuld trug an dem Unglück der armen Lina. Ich war schuld an dem Unglück des armen Geschöpfes, das so jämmerlich weinend vor mir saß; ich mußte ihr helfen. „Lina“, sagte ich und legte ihr zutraulich die Hand auf die Schulter: „Der Mar kann wahrhaftig nichts dafür. Sie sehen so abgöttisch in dem Hut aus, daß ein anderer Junge schon gar nicht mit Ihnen in den Circus gegangen wäre. Ich hätte's Ihnen gleich sagen sollen, aber Sie freuten sich so, und da mochte ich Ihre Freude nicht stören. Ihr Junge hat lange genug bei Ihnen ausgehalten, denn der ganze Circus war schon aufrührerisch über den unkleidsamen gelben Hut.“ Ihre Thränen versiegten plötzlich, und sie sah mich mit weit aufgerissenen Augen an. „So furchtbar sah ich aus?“ „Entsetzlich, Lina!“ Ein Leuchten ging über das Gesicht Flidlinchens. „Fräuleinchen, Sie geben mir das Leben wieder! Mein armer Junge, wie hab' ich ihn verkauft! Wenn's wirklich so schauerhaft war, dann kann doch kein Mensch von dem Kind verlangen, daß es sich der alten, eitlem Gans an seiner Seite nicht schämen solle. Nun ist ja alles wieder gut; mein Junge, mein Magerl hat mich doch lieb, und nur der gelbe Hut hat das Unheil verschuldet!“ Jetzt war ich die Weidenbe. Wortlos fiel ich der Sprecherin um den Hals; mir war so seltsam zu Muth, so feierlich wie in der Kirche oder unter freiem Himmelsdom. **Auch eine „Perle“ in einer Auster.** Ein reicher Pariser Finanzmann saß in einem Restaurant und frühstüdete; da trat, wie der „Gaulois“ erzählt, ein einfacher Mann in das Lokal, setzte sich an den benachbarten Tisch und verlangte beim Kellner ein Dugend Austern. Die Austern kamen und das Mahl begann. Kaum aber hatte der Gast die dritte Auster gegessen, als er, die Hand nach dem Munde führend, leise ausrief: „Ich glaube, ich habe mir einen Zahn ausgebissen!“ Indem er dies sagte, entfernte er den Gegenstand seines Lebens. Es war eine schwarze, prachsvolle Perle, noch ganz umgeben vom Fleisch des Molusken, aber von einer Größe, die sie ganz besonders werthvoll machte. Der Nachbar betrachtete natürlich die Perle, bewunderte sie und wünschte dem Manne Glück, der sie auf so unerwartete Weise entdeckt hatte. „Meiner Treu“, versetzte dieser, „es ist wohl möglich, daß das Ding schon ist, aber ich wünschte es zum Teufel; mein Zahn wächst dadurch nicht wieder.“ „Nun, Sie werden es verkaufen.“ „Das kann der Aescl werth sein?“ „Wenigstens zweihundert Franc.“ „Wenn Sie ihn für die Hälfte haben wollen, gehört er Ihnen.“ Der Handel wird geschlossen, der Finanzmann bezahlte hundert Franken und erhält die Perle. Beim Fortgehen tritt er bei einem Juwelier ein und erkundigt sich nach ihrem Werthe. Aber welcher Schreck: Die Perle war falsch und der Betrüger 100 Fr. reicher.